

# J. V. Widmann : ein biographischer Versuch [Schluss]

Autor(en): **Fränkel, Jonas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **14 (1914)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-764050>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# J. V. WIDMANN

## EIN BIOGRAPHISCHER VERSUCH

(Schluss)

So war Widmann über Nacht aus einem Pädagogen ein Journalist geworden, aus einem nur in den Mußestunden der Poesie Lebenden ein Zwangsschriftsteller. Die Wandlung bekam ihm nicht schlecht. Im Gegenteil: der Poet und der Journalist befruchteten einander. Und wenn schon allem, was Widmann bis dahin geschaffen, Beziehungen auf Zeitereignisse reichlich innewohnten, so konnte sich sein auf das Aktuelle gestellter Geist, dem unmittelbare Wirkung allezeit Bedürfnis war, jetzt erst recht ausleben. Er war ein geborener Schriftsteller, der nicht anders konnte als die Dinge, die ihm der Tag zuführte, sofort mit der Feder festhalten. So sind auch seine bisherigen Werke vorzugsweise Dokumentierungen dieses rastlosen schriftstellerischen Triebes, der ihm nicht erlaubte, etwa einer einzigen Dichtung sich jahrelang ausschließlich zu widmen, weil immer im Hintergrunde zahllose andere Pläne, aus der Lektüre gewonnen oder von der Welle des Tages herangeschwemmt, unwiderstehlich lockten. Der Übergang zur Tagesschriftstellerei bedeutete somit für Widmann keine wesentliche Änderung seiner bisherigen Schaffensweise, die Journalistik entsprach vielmehr seinen Neigungen, deren ungehinderte Entfaltung sie beförderte. Fortan wurde seine Produktion von dem Bedürfnis der Zeitung bestimmt, während das freie Dichten den seltenen Zeiten vorbehalten blieb, wo der Dichter ganz nur sich gehörte. Auch das war gut. Die dichterischen Werke wurden zwar spärlich, dafür aber eignete ihnen in erhöhtem Maße jene Fülle, die auf ein langes Reifen deutete. Sie waren nicht mehr Kinder der Laune, von der Hand eines ungewöhnlich geschickten Mannes gefertigt, sondern Früchte ernsten Künstlerwillens, Werke, die erst dann in Angriff genommen wurden, wenn das Erlebnis, das sie geboren hatte, jahrelang immer wieder aus der Versenkung auftauchte und vom Dichter feste Formen verlangte.

Das Feuilleton, das der Redaktor fast ganz allein zu füllen hatte, und die belletristische Sonntagsbeilage, die ihm schon nach einem Jahre ebenfalls aufgebürdet wurde, mussten mit Erzählungen

versorgt werden. So kommt es, dass, wenn Widmann bis zu seinem neununddreißigsten Lebensjahre wohl über ein Dutzend poetischer Bücher, aber keinen einzigen Prosaband veröffentlicht hat, von jetzt an die Bücher in Prosa sich häufen und den seltenen Dichtungen schnell den Rang ablaufen. Reiseplaudereien wechseln ab mit breiten Erzählungen und kunstmäßig angelegten Novellen, während eigentliche „Feuilletons“ nie zu einem Buche gesammelt wurden.

Widmann hat seine Erzählungen niemals hoch eingeschätzt. Er betrachtete sie meist als Futter für die Zeitungsleser und verglich die Zeitung mit dem Danaidenfasse, das nie gefüllt werden kann. Wenn er sie gleichwohl von Zeit zu Zeit in einem Bande sammelte (der früheste: *Aus dem Fasse der Danaiden*, Zürich 1884), so verhehlte er sich doch nicht, dass sie der Feuilletonart näher standen als der strengen Novellengattung, obschon seinem die Schwierigkeiten mit leichter Mühe überwindenden Geiste hie und da auch eine straff geführte, höheren Anforderungen genügende Novelle gelungen ist, etwa jene, durch Reclams Bibliothek verbreitete, wie ein spannender Bericht sich lesende Geschichte aus dem Kriege der Spanier gegen Napoleon — *Als Mädchen* —, von der schon Gottfried Keller meinte, sie hätte von einem älteren spanischen Erzähler geschrieben sein können. Er bezeichnete sich selbst als Nachfahren „jenes als leichtfertig verschrieenen Schreibervolkes früherer Zeiten, das alles getan zu haben glaubte, wenn es sich und die andern vergnügte“. So geht er denn auch meist von eigenen Erlebnissen aus oder knüpft an Reiseerinnerungen (*Touristennovellen* 1893) oder sonst einen äußern Anstoß an und führt den Leser rasch in den Fluss der Geschichte hinein. Selten, dass er zu einer breit ausladenden Erzählung ausholt: etwa wenn er Jugenderinnerungen an die Liestaler Heimat jeanpaulisch mit behaglichem Pinselstrich ausmalt (*Gemütliche Geschichten*, Berlin 1890) oder wenn er für das ihm früh vertraute Motiv der bekehrten Apostel nach Jahren in einer Coleridge-Biographie den festen Boden findet, auf dem er eigene „pantisokratische“ Träume in historische Ferne rücken kann (*Die Weltverbesserer*, Wien 1896). Humor herrscht in den meisten Geschichten vor, der sich aber selten zur Satire verschärft, vielmehr einen Sonnenschein der Güte und des Verstehens über die Menschen und ihre Torheiten breitet.

Zuweilen ist es bloß ein Schwank, auf einem einzigen lustigen Einfall aufgebaut. Wo aber tragische Töne angeschlagen werden, sind es immer ernste Probleme, die der Dichter kühn anfasst und mit psychologischer Feinheit entwickelt: soziale Konflikte etwa (*Die Patrizierin*, Bern 1889) oder das Inzestproblem (*Ein Doppelleben*).

\* \* \*

Wenn auch die Erzählungen naturgemäß vielfach verkleidete Selbstporträts bieten, so kommt doch die Persönlichkeit Widmanns unmittelbarer zur Geltung in den Reisebildern und Feuilletons, wo die literarische Absicht scheinbar zurücktritt und der Autor ohne Maske mit dem Leser plaudert. Freilich strebt Widmann auch hier zuweilen lebendigere Einkleidung an. Sein erstes Wanderbuch, dessen Geschlossenheit von den späteren, reicheren und glänzenderen, nicht wieder erreicht wurde, ist betitelt: *Rektor Müslins Italiänische Reise* (Zürich 1881). Es ist noch vor Widmanns Eintritt in die Redaktion des *Bund* entstanden und zeichnet sich durch eine besondere Merkwürdigkeit aus: durch die Spaltung der Individualität des Autors. Eine Reise zu Zweien wird geschildert, wobei aber dem Erzähler die Erlebnisse und Empfindungen seines leicht entzündlichen, zur Phantasterei neigenden Begleiters interessanter erscheinen als die eigenen. Durch die Übertragung persönlichster Züge auf den Rektor konnte sich Widmann viel freier geben als es sonst wohl vor fremden Lesern möglich gewesen wäre. Später fiel diese Rücksicht fort, und der täglich aus den Spalten des Feuilletons zu seinen Lesern Sprechende bedurfte keiner Einkleidungen mehr, selbst für sehr weitgehende Subjektivität. Gleichwohl hat er diese Figur des alter ego beibehalten für Erzählungen und intime Geständnisse, die in leichter Verhüllung vor einem andern als dem gewohnten Leserkreise vorgetragen wurden. Der Exrektor wurde mit ihm älter, siedelte sich mit der Zeit in Merligen, Widmanns bevorzugtem Plätzchen am Thunersee, an, büßte aber nichts von der jugendlichen Frische seines aufgeweckten Temperamentes ein.

Das Müslinbuch hat nicht viele Leser gefunden, während seine Nachfolger — ein halbes Dutzend — weit in der Welt herumgekommen sind und den Namen Widmanns, den heut sogar eines der dunklen Gässchen der Lagunenstadt trägt, außerhalb

der Landesmarken bekannt gemacht haben. Sie führen in die Alpen, durchziehen die Täler der Schweiz die Kreuz und Quer (*Spaziergänge in den Alpen*, 1885), erzählen einmal etwa auch von einer Reise nach Deutschland und der emporgeblühten Reichshauptstadt (*Sommerwanderungen und Winterfahrten*, 1896), wenden sich aber doch am liebsten immer wieder nach Italien (*Jenseits des Gotthard*, 1888), wohin es noch den Greis hinzieht, um auch den verrufensten Teil des gesegneten Landes (*Calabrien-Apulien*, 1904) mit eigenen Augen zu schauen. Noch das letzte Wanderbuch, dessen Titel — *Du schöne Welt!* (1907) — wie ein dankbarer Abschiedsgruß klingt, erzählt von einer Reise nach Neapel und neuen Entdeckungen in der Terra di lavoro. Eine besondere Weihe unter den Italienbüchern umschwebt indessen jenes, in welchem Widmann seine wiederholten Reisen mit Johannes Brahms beschreibt (*Sizilien und andere Gegenden Italiens*, 1897), dessen Andenken auch ein schönes, von großer Verehrung durchwärmtes Erinnerungsbuch gewidmet ist (*Johannes Brahms in Erinnerungen*, Berlin 1898).

Allen diesen Schilderungen, so verschiedene Gegenden sie auch vor den Leser zaubern, ist eines gemeinsam: sie spiegeln überaus klar und deutlich die Physionomie eines außerordentlich anziehenden Mannes, dessen Auge durstig jede Schönheit der Welt in sich aufnimmt und festhält, um sein Glück auch andern mitzuteilen. Kein Schwelgen in Entzückungen, sondern ein sicheres Erfassen und lebendiges Wiedergeben. Ein ungewöhnlich gebildeter Wanderer, der in allen Literaturen zu Hause ist und der sein Wissen stets gegenwärtig zur Hand hat, dem Assoziationen in Fülle zuströmen und der sie in anmutigster Form verbringt. Er hält etwas auf Exaktheit und Vollständigkeit bei seinen positiven Angaben und ist darauf bedacht, dem Reisenden, der künftig in seinen Spuren gehen wird, mit nützlichen Ratschlägen zu dienen. Ein lebenswürdiger Zug ins Erzieherische ist so seinen Schilderungen eigen — nicht umsonst ist Rektor Müslin sein Begleiter. Allein der Wert dieser Reisebücher liegt jenseits aller solchen greifbaren Eigenschaften, und dies ist für sie am meisten bezeichnend: sie strahlen so viel Sonne aus, wie es in gleicher Stärke sonst nur Werke der Poesie vermögen. Man merkt, wie mächtig in Widmann das Dichterische stets wirkte, dass in seine Strömung



alles gezogen wurde, was immer in die Nähe kam. Doch die Augen, die die Schönheit gierig einsaugen, werden von der Lichtfülle nicht geblendet: sie sehen auch die Schatten, die die Dinge werfen. Wie grollt er den Machthabern in katholischen Ländern, die er für das viele Elend unter der Bevölkerung verantwortlich macht! Und wie flammt gar sein Zorn auf, wenn er, gerade auch in seinem geliebten Italien, Zeuge der Tierquälerei wird! Allein die Heiterkeit seines Gemüts überwindet rasch solche dunklen Stunden; bald ist sie wieder obenan und erfüllt alle Welt mit ihrem Glücksgefühl. Wie seine Gegenwart jederzeit eine Glücksatmosphäre um sich verbreitete, so wirken auch diese Wanderbilder. Den Eindruck der lebendigen Persönlichkeit Widmanns vermitteln sie ganz besonders stark. Er selbst war sich dessen bewusst und schrieb an Gottfried Keller, als er ihm das früheste dieser Bücher überreichte: „Mir selbst ist es unter meinen Schriften in einem Sinne die liebste: es werden aus diesem Buche später meine Kinder am besten begreifen, was für eine Art Mensch ihr Vater gewesen.“

\* \* \*

Die Reiseschilderungen waren natürlich festliche Ereignisse für das Feuilleton des *Bund*. Doch in den kleinen Spalten unter dem Striche sprach ja Widmann während dreier Jahrzehnte beinahe jeden Tag zu seinen Lesern! Selten, dass man den *Bund* aufschlug, ohne auf einen J. V. W.-Artikel zu stoßen. Welche Unmasse von Leidenschaft und Begeisterung, von entsagungsvoller Liebe und Geist, von leuchtendem, sprühendem Geist, in diesen in die Tausende gehenden Artikeln niedergelegt ist — davon eine genügende Vorstellung zu erwecken ist fast unmöglich. In Vers und Prosa, in Dialogen und fingierten Briefen, in entzückendsten Plaudereien und in ernstesten Abhandlungen trat Tag für Tag den Lesern der Zauber dieser seltenen Persönlichkeit entgegen. Das Feuilleton des *Bund* zeichnete sich während dieser dreißig Jahre durch ein so ausgesprochenes persönliches Gepräge aus, wie es wohl keine andere Tageszeitung je aufwies. Man fühlte sich an die berühmten Zeitschriften des achtzehnten Jahrhunderts gemahnt, die ganz nur von *einem* Manne geschrieben waren und die man um dieses einen Mannes willen las: an den *Wandsbecker Boten* des alten Claudius, an Schuberts *Deutsche Chronik* — vor allem

aber, schon wegen des höhern Niveaus, an seines Lieblings Wieland *Teutschen Merkur*. Widmann hatte sich im Untergeschoße des Berner Blattes wie in eigenem Hause eingerichtet. Er hatte das Feuilleton von Anfang an als eine Tribüne betrachtet, von der aus er über alles sprechen durfte. Nichts lag ihm ferner, als sich auf das enge Gebiet der Literatur einzuschränken. Im Gegenteil: alles, was ihn innerlich beschäftigte, teilte er den Lesern mit. Sein Feuilleton bildete eine Zeitung innerhalb der Zeitung. Heute geißelte er die Mißstände in einer öffentlichen Anstalt oder kämpfte gegen die Prügelstrafe an, morgen befasste er sich mit den „Sünden Gottes“ oder mit der Religion im sozialistischen Zukunftstaate, übermorgen gar griff er mutig in eine schwebende politische Frage ein und seine Stimme klang wie das öffentliche Gewissen des Landes. Jedes erlittene Unrecht fand in ihm einen kampfbereiten Anwalt, der sich nicht scheute, gelegentlich selbst ein Geschworenenurteil im Feuilleton zu kritisieren. Besonders gegen das Pfaffentum, das katholische wie das protestantische, rannte der ehemalige Theologe immer wieder, bis in die letzten Jahre, leidenschaftlich an, bald in ernsten Auseinandersetzungen, bald in übermütigen Satiren. Dann wieder ließ er die Leser an seinen friedlichen Erlebnissen teilnehmen, ob es ein Sonntags-spaziergang mit einer merkwürdigen Himmelsbeleuchtung war oder ein neues Buch oder ein alter Schriftsteller, den er nach vielen Jahren zur Hand genommen. Er entwickelte seine Gedanken über philosophische Probleme oder erzählte von Ovid und der Idee des Vegetarianismus bei den Alten oder wie schon bei Euripides die Frage der Emanzipation der Frau lebendig sei; dann wieder nahm er etwa eine so komplizierte Gestalt wie Calvin vor, um zu versuchen, das Geheimnis ihrer Natur zu enträtseln, oder schilderte, was er Herrliches in einem sonst nicht gelesenen Buche von Goethe wie die *Annalen* entdeckt hatte. Die nie aussetzende Regsamkeit seines Geistes ließ ihn unzählige Themen anschlagen und für jedes eine besondere Vortragsart finden, so dass er, auch wenn er von den entferntesten Dingen sprach, seine Leser, bei denen er alles und nichts voraussetzte, stets zu fesseln wusste.

Den Löwenanteil im Feuilleton beanspruchte natürlich die Berichterstattung über die literarische Produktion der Gegenwart.

Widmanns Verdienste als Kritiker lassen sich gar nicht hoch genug einschätzen. Mit unverdrossenem Eifer nahm er Woche für Woche, Tag für Tag die vielen Romane, Dramen, Gedichte und was ihm sonst von der Welle zugetragen wurde, in sich auf, um es gewissenhaft zu prüfen. Ich möchte bezweifeln, dass es je einen Kritiker gegeben habe, der in seinem Leben so viel Bücher rezensiert hat wie Widmann. Seine Fähigkeit des Einfühlens war erstaunlich, noch erstaunlicher aber die Frische und Elastizität, mit der er sich täglich in eine andere Individualität vertiefen konnte. Er scherzte selber darüber, dass er, wie der Kaminfeger in die Schornsteine, jeden Tag in die Seele eines andern Schriftstellers hineinkrieche. So wenig er auch seine persönliche Vorliebe und seine Antipathien verbarg, so war doch stets der starke Gerechtigkeitswille erkennbar, der ihn bei der Beurteilung einer fremden Erscheinung leitete. Ob er dann den Inhalt eines Buches mit dem sicheren Blick des Dichters für das Wesentliche feinsinnig analysierte oder an einzelne Gedanken die geistreichsten Bemerkungen anknüpfte und sich scheinbar von dem Autor weit entfernte: immer merkte man, wie ernst es diesem Kritiker um seinen Beruf war, trotz der täglichen Ausübung desselben, und wie sehr er dankbar war, wenn ihm ein Buch etwas Neues sagte. Und er gehörte zu jenen Lesern, die aus *jedem* Buche etwas für sich zu holen wissen. Er war, besonders im letzten Jahrzehnt, der wahre Kulturwart der Schweiz geworden, durch dessen Hand alles ging, was irgendwie literarische Beachtung beanspruchte. Die jüngere Generation drängte sich an ihn heran: er hat nie das wirklich Gute übersehen und freute sich lebhaft, wenn er einem jungen Talente den Weg in die Öffentlichkeit bahnen konnte, bereit, das noch nicht voll Gereifte eher zu überschätzen als ihm zu misstrauen.

In das erste Jahrzehnt seiner kritischen Tätigkeit fällt die von Berlin ausgehende literarische Revolution des Naturalismus. Es ist bemerkenswert, mit welcher Besonnenheit Widmann seine Abneigung gegen die ihm fremde Richtung zu beherrschen und die echten Talente nach ihrem Werte zu würdigen verstand. Das gilt nicht bloß von Gerhart Hauptmann, sondern auch von manchem andern. Die abgestempelte Größe galt ihm nichts; sein feiner Instinkt ließ ihn das Wertvolle und Verheißende mit Sicherheit aufspüren, wo noch keine Abstempelung vorlag. Er hat die



ersten Bücher zahlreicher, heute vielgenannter deutscher und österreichischer Schriftsteller zu einer Zeit mit warmem Lobe beschenkt, als ihre Namen den meisten Kritikern noch unbekannt waren. Dass er für die älteren Meister der Schweiz, für Keller und Meyer, aber auch, nachdem durch Bächtold Heinrich Leutholds Lyrik gesammelt worden war, auch für diesen sich mit liebevollem Eifer einsetzte, ist selbstverständlich. Doch wie hat er, dessen meiste Altersgenossen bei Paul Heyse als dem letzten Klassiker stehen geblieben waren, die Größe eines Ibsen und Nietzsche früh erkannt und von ihnen, als gehörte er selber der jüngern Generation an, in seinem Blatte gezeugt! Seine ausführliche Besprechung von Nietzsches *Jenseits von Gut und Böse* war wohl überhaupt die erste Kritik, die dem unbequemen Denker in einer Tageszeitung gewidmet worden war. Welche Freude sie durch das sichere Herausfühlen des Neuen dem Philosophen bereitet hat, mag man in Nietzsches Briefwechsel nachlesen.

Vor allen andern jedoch lag ihm die Anerkennung Spittellers in der Öffentlichkeit am Herzen. In das erste Jahr seines kritischen Amtes fällt das Erscheinen des Spittellerschen *Prometheus* (1881), in seine allerletzten Jahre die neue Ausgabe des *Olympischen Frühlings* mit ihrer unglaublichen Fülle an poetischen Schönheiten. Was Widmann während dieser drei Dezennien als Spittellers Apostel getan, geschah nicht etwa in erster Linie aus Freundestreue, sondern war Ausfluss der Dankbarkeit und der unerschütterlichen Überzeugung. Dass dieser von der Kritik totgeschwiegene und beiseite geschobene einer der größten Dichter aller Zeiten sei, das stand für ihn fest. Der Kampf um die Anerkennung der großen Dichtungen des Freundes galt ihm als eine heilige Sache, und er ergriff jede Gelegenheit — und die Gelegenheit bot sich ihm immer —, um sie den Zeitgenossen in Erinnerung zu bringen. Wer weiß, ob nicht eine spätere Zeit Widmann für dieses tätige, ausharrende Bekennen zu Spitteler den unverwelklichsten Kranz winden wird.

\* \* \*

Wie viel von dem latenten dichterischen Strome in das Tag für Tag fließende Feuilleton-Bächlein geleitet wurde — wer vermöchte es genau zu bestimmen? Sicher ist, dass sich der Feuille-

tonist vom Dichter nährte und dass das überall durchschimmernde dichterische Gemüt den eigentümlichen Reiz der Widmannschen Feuilletons bildete. Andererseits aber lässt sich nicht leugnen, dass dieses tägliche Sichausgeben dem Schaffen des Dichters nicht förderlich war und dass die Tätigkeit des Journalisten die dichterische Produktion hemmte, indem sie jene nur aus stiller Abkehr von der Welt erblühende innere Sammlung nicht aufkommen ließ, die für das Reifen einer echten Dichtung unerlässlich ist. Wie schmerzvoll ihm diese Erfahrung war bei der klaren Einsicht in das seiner Natur doch wieder so Gemäße des journalistischen Berufes und wie tief wohl zuweilen der Konflikt zwischen Tageschriftsteller und Dichter in sein Innerstes griff, das hat er mit dem Objektivierungsvermögen des gereiften Künstlers in seinem Aretin-Drama bekannt (*Die Muse des Aretin*, 1902). Nur darf man die glänzende Renaissance-Dichtung nicht gar zu persönlich deuten. Hatte doch Widmann zuerst an Juvenal als Helden gedacht; allein die dürftige biographische Überlieferung über den römischen Satiriker barg die Gefahr, zu viel Persönlichstes in ihn hineinzutragen, und so ging ihr der Dichter aus dem Wege, indem er den venezianischen Gazettenschreiber erwählte, dessen Komödien er zwar nicht mochte, dessen Briefe jedoch eine überaus reich sprudelnde Quelle boten für eine ziemlich treue Verlebendigung des historischen Porträts.

Die dichterische Sehnsucht begann sich wieder stärker zu regen, nachdem sich die Hochflut der Erzählungen für das Feuilleton erschöpft hatte. Aber auch da war es zunächst noch der Journalist, der dem Dichter die Feder führte. Denn wenn Widmann noch 1886 den philosophischen Eros Nietzsches gepriesen hatte, so glaubte er einige Jahre später, nachdem der einsame Denker mittlerweile zu einem Modephilosophen erkoren worden war, es seiner Zeit schuldig zu sein, der missverstandenen Herrenmoral der Nietzschejünger einen Spiegel der Grausamkeit der echten Renaissance entgegenzuhalten (*Jenseits von Gut und Böse*, 1893). Das Stück, das ein Traumdrama nach Grillparzers Vorbild einschließt (Schnitzler hat Gleiches einige Jahre später in der *Frau mit dem Dolche* unternommen), konnte sowohl auf dem Meininger Hoftheater als in Berlin über die Bretter gehen, ohne sich jedoch dauernd die Bühne zu erobern. Um so stärkerer Erfolg

ist zu Anfang des neuen Jahrhunderts einer dramatischen Kleinigkeit in hübschen Versen (*Lysanders Mädchen*) zu Teil geworden: einem antiken Lustspiel mit modernen Lichtchen, aus einem einzigen Satz bei Plutarch entwickelt; mehr eine Gelegenheitsdichtung, um der neubearbeiteten *Ænone* ans Licht zu verhelfen (*Moderne Antiken*, 1901).

Das Dichterische indessen pulsiert erst, wo Widmann durch eigenes Erleben zum poetischen Schaffen gedrängt wird. Das heranrückende Alter löst in dem Fünfzigjährigen Entsagungsstimmungen aus und lässt ihn das Motiv des von der Jugend zurückgeschobenen Alters, wo es ihm in poetischer Bearbeitung begegnet, mit persönlichstem Anteil erfassen. So entsteht ein Juwel wie *Der Zelter* nach einer alten französischen Novelle, in den schönsten Versen, deren Lektüre Conrad Ferdinand Meyer entzückte, im Stil an den *Wunderbrunnen* erinnernd; so auch die Bearbeitung einer durch Appian überlieferten Erzählung von König Seleukos und seinem Sohne, dem Dichter durch eine Novelle des Lionardo Bruni zugeführt (*Die Königsbraut*); ihnen gesellt sich dann bei der zweiten Auflage (*Jung und Alt*, 1894 und 1897) *Der greise Paris*, eine dramatische Plauderei nach der letzten Erzählung des ersten Tages im Dekameron, der sich endlich das Burgtheater, das seine Pforten den früheren Dramen, vor allem der *Ænone*, mit Beharrlichkeit verschlossen hatte, in Widmanns letztem Lebensjahre öffnen sollte . . . Und schließlich reift aus dieser Stimmung, wie ein letzter elegisch-heiterer Abschiedsgruß an die liebe Torheit der Jugendzeit, das Idyll *Bin der Schwärmer* (1896) — „aus eines Dichters Leben ein Nektarschälchen Jugendmorgenrot.“

Doch alle diese Dichtungen, mit der sichern Hand des geübten Künstlers mühelos ausgeführt, gewähren Widmann keine tiefere Befriedigung; ebensowenig wie die poetischen Unterlagen, die er, nachdem die Versuchung, für Brahms einen Operntext zu dichten, verabschiedet worden, Friedrich Hegar (*Manasse, Totenvolk*) und zuletzt auch Volkmar Andreae (*Charon*) für erfolgreiche Kompositionen liefert. In diesem Manne, der so willig auf die Eindrücke des Tages reagiert, sie mit lächelndem Humor glossiert und scheinbar in ihnen aufgeht, glimmt doch, durch alle Heiterkeit immer wieder durchbrechend, der heilige Ernst, der sich mit dem Dasein auseinandersetzt, der nach dem Sinn des Lebens fragt und auf

die Jammerrufe der Kreatur in seinem Herzen voll Mitleid antwortet. Dieser Ernst hatte ja schon in dem Jünglinge gelebt und ließ ihn Gott suchen und in der Welt nicht finden; er ließ ihn den *Arnold von Brescia* und den *Buddha*, die beiden Gottsucher, dichten und „Gott ist tot!“ verkünden. Er hatte sich wohl später zu der Zuflucht des Pantheismus gerettet, ohne aber auch hier dauernd Beruhigung zu finden. In den Jahren, da den Dichter die Arbeit für die Zeitung ganz im Banne hielt, drängte sich diese schmerzhaft Not in zahlreichen kleineren Gedichten an die Luft. (Die nach Widmanns Tode von der Familie gesammelten *Gedichte* geben von dem Umfange dieser ernstesten Lyrik keine genügende Vorstellung.) Jene Jugenddichtungen mit ihrer pathetischen Sprache genügen dem Manne, der im Laufe der Zeit tiefere Einblicke in das Wesen der Kunst getan hat, nicht mehr; sie sind ihm fremd. Es lässt ihm, da die Jahre immer vernehmbarer an den Abend des Lebens mahnen, keine Ruhe, bis er das, was so lange in ihm gereift, endlich für die Welt in einem vollwertigen Werke geborgen hat. So schreibt denn der Fünfundfünfzigjährige die *Maikäferkomödie* (1897) und acht Jahre später sein eigentliches Vermächtnis an die Nachwelt, den *Heiligen und die Tiere* (1905). In diesen beiden Dichtungen hat Widmann sein Eigenstes gegeben; sie bieten den bleibenden Inhalt seines Lebens und sichern ihm, obwohl sein Name heute noch den meisten Literaturgeschichtschreibern unbekannt ist, die Unsterblichkeit<sup>1)</sup>.

Die *Maikäferkomödie* ist trotz der Leidenskette, die sie vorführt, ein Hohelied auf das schöne, glückverheißende, trügerische Leben mit seinen Enttäuschungen und Bitternissen, ein entzückendes Spiel, das in seiner geistvollen Verkleidung eine wehmütige Satire auf die Illusionsfreudigkeit der Menschen birgt. Der *Heilige* dagegen ist ganz von tragischem Grundgefühl getränkt. Der

---

<sup>1)</sup> Albert Soergel in seiner höchst verdienstvollen Literaturgeschichte der letzten Jahrzehnte, *Dichtung und Dichter der Zeit* (Leipzig 1912), kennt den Dichter Widmann nicht; ebensowenig nennt ihn Witkowski in seinem lobenswerten Abriss *Die Entwicklung der deutschen Literatur seit 1830* (Leipzig 1912). In des sonst wohlunterrichteten Franzosen A. Bossert: *Histoire de la littérature allemande* (4<sup>ème</sup> éd., Paris 1913) aber liest man über die beiden tragischen Dichtungen Widmanns (S. 1068): „il donna deux poèmes humoristiques dans la manière de Gottfried Keller: *Maikäferkomödie* et *Der Heilige und die Tiere* . . . !



Dichter hat das schmerzhafteste Kapitel im Buche des Lebens aufgeschlagen: das Verhältnis zwischen Mensch und Tier. Das ewige Beißen und Fressen, der gegenseitige Vernichtungskrieg, dem alle Lebewesen unrettbar ausgeliefert sind: Spitteler hatte diese Einsicht, auf die der pantheistische Glaube die besänftigende Antwort schuldig bleibt, bereits ein Vierteljahrhundert früher in seinem *Weltbaugericht*, Widmanns besonderem Liebling unter den *Extramundana* dieses Dichters, in der grausamsten Formulierung, die ihr je gegeben worden war, vorgebracht. Auch Widmann musste immer wieder darauf stoßen, seitdem er einen waltenden Gott in der Welt leugnete. Von seiner Tierliebe erzählen alle seine Wanderbücher, und auch in den Novellen kommt sie zu ihrem Rechte. Coleridge zum Helden einer Erzählung hat er sicher nicht zuletzt wegen jenes bekannten Brudergedichtes auf einen jungen Esel erwählt, dessen Entstehung er in den Mittelpunkt der Geschichte stellen konnte. Seine letzte Dichtung sollte nun ganz den Tieren gewidmet sein. Die Seufzer der Tierwelt, wie sie in die Ohren des fühlenden Menschen gellen, das Heilige des Erlösungswahns und doch wieder das Aussichtslose jeglichen Helferwillens — das alles hat Widmann in seinem *Heiligen* mit der erschütternden Kraft einer letzten Wahrheit verkündet.

Wie sehr diese Dichtung in ihrer Konzeption aus innerer Nötigung hervorgegangen ist, das bezeugen die „Berufung“ überschriebenen Verse, die nach Widmanns Tode veröffentlicht worden sind (*Gedichte*, S. 29). Und angesichts der literarischen Auszeichnungen, die dem sein Lebenlang nicht verwöhnten Poeten gerade für diese persönlichste Schöpfung zu Teil wurden (unter anderm wurde ihm der Wiener Bauernfeldpreis zuerkannt), schrieb er einem Freunde: „Je mehr diese Dichtung eine Art Liebeswerk ist, entsprungen aus dem Gefühl für die leidende Kreatur, desto mehr scheint sie mir an Verdienst einzubüßen dadurch, dass sie auf dem literarischen Markte ein guter Artikel wird und dem Verfasser Ehre einträgt. Man müsste so was eigentlich ohne Namen veröffentlichen.“

\* \* \*

Dass er im *Heiligen* sein Lebenswerk gegeben, dessen war sich Widmann wohl bewusst. Er lebte seither nur noch seinem



Kritikeramte, das er trotz der für einen einzelnen Menschen von seiner Gewissenhaftigkeit schier erdrückenden Arbeitsfülle getreu versah, die gleiche Entdeckerfreude und Begeisterungsfähigkeit an den Tag legend wie ehemals in den rüstigen Mannesjahren. Beschwerden des Alters meldeten sich und wohl seufzte er zuweilen angesichts der immer dreister werdenden Zumutungen von seiten der Autoren und ihrer Verleger, er sei nur noch „eine Art literarischer Hebamme für alle Welt“; allein die Zeitungsarbeit war ihm durch Gewohnheit derart zum Bedürfnis geworden, dass er sie nicht mehr missen konnte. Alte poetische Lieblingspläne meldeten sich, aber er unterdrückte sie gewaltsam. Nur Wolframs *Parzival* bewies wieder, wie schon vor einem halben Jahrhundert, seine Anziehungskraft auf des Dichters Phantasie; doch war es diesmal nicht wie einst der gläubige Held, sondern Obilot, das in seiner Liebe zu Held Gawan rührende Kind, das ihn lockte und zum Entwerfen der Anfangsszenen drängte. Und den letzten Frühjahrsaufenthalt an seinem geliebten Thunersee, der ihm vergönnt war, benutzte er zur Ausarbeitung einer tragischen Grotteske — *Der Kopf des Crassus* — nach einer von Plutarch erzählten Begebenheit, um den Verleger zu einer neuen Auflage der *Modernen Antiken* zu bewegen, für die er die *Ænone* nach den Erfahrungen der letzten Jahre bei den Aufführungen in Zürich und Bern mit entsagungsvoller Selbstkritik abermals, wie schon für die vorhergehende Ausgabe, zusammengezogen hatte. In gleicher Weise auch das eine und das andere seiner früheren Dramen, vor allem den *Aretin*, umzuarbeiten, war sein Wunsch, den auszuführen ihm nicht mehr gegeben war.

BÜMPLIZ-BERN

JONAS FRÄNKEL



BERICHTIGUNG. In der Laudatio zu Widmanns Ehrenpromotion auf Seite 186 des letzten Heftes ist in letzter Stunde durch ein Versehen des Setzers ein Wort verstellt worden. Es soll natürlich heißen: „pro pio Apollinis et Musarum cultu“.

D. R.